

Sauen im dichten „Maisdschungel“

VON DR. HELMUTH HENDEL

Das „Waidmannsheil auf Sommersauen“ von Rodrich Götzfried in Nr. 8 von „Wild und Hund“ hat mich lebhaft an manche Saujagd im Maisacker erinnert, die ich vor einigen Jahrzehnten mit, aber meist ohne Erfolg unternahm. Damals war ich auf meinem hinterpommerschen Gut der erste und einzige weit und breit, der auf den ausgefallenen Gedanken gekommen war, auf ostdeutschem Sandboden Mais anzubauen, weil man damit sicher mehr Körner ernten konnte als mit dem guten alten Roggen.

Heute hat auch in Westdeutschland der Anbau dieser ertragreichsten Getreidepflanze erheblich zugenommen, nicht nur als Silomais, sondern gerade als Körnermais, nachdem man auch hier Anbau, Pflege und Ernte weitgehend mechanisiert hat. Wo aber in Feld und Flur gelegentlich einmal der Pürzel eines Frischlings oder Überläufers gesichtet wurde, da kann man weder Silo- noch Körnermais anbauen. Für diesen guten Rat hat man mir erst kürzlich wieder gedankt, und ich glaube auch, daß auf dem Maisacker, den Herr Götzfried schildert, nicht allzuviel an guter Ernte übriggeblieben ist.

Wir hatten in Hinterpommern zu Anfang der dreißiger Jahre kleinere Flächen dicht am Hof mit Mais bebaut und dabei das Doppelte bis Dreifache an Körnern geerntet als bei anderem Getreide. Voller Hoffnungen ging es im nächsten Jahre damit hinaus auf den Acker. Das sollte eine Ernte geben! Doch es wurde nicht viel.

Es war in den ersten Augusttagen gewesen, und die Ernte hatte gerade angefangen, wie gewöhnlich mit etwas Regen. Der genügte, um uns zunächst einmal vom Acker auf den Hof zu scheuchen und das Wild bei der allgemeinen Nässe etwas länger auf dem Acker verweilen zu lassen. An so einem feucht-nebligen Morgen saß ich in unseren „Brandskiefern“ an, einige 100 m vom Feldrand entfernt. Das war ein vorgeschobener Bestand, der vor etlichen Jahrzehnten einmal abgebrannt war. Die nachgesäten Kiefern hatten sich jedoch vorzüglich entwickelt und mochten jetzt etwa 60 Jahre alt sein. Vor mir war etwas Kiefernaltholz, das stellenweise schon recht lückig geworden war, aber mit viel Anflug und Wacholder darunter. Durch diese älteren Kiefern führten einige gute Rot- und Schwarzwildwechsel.

Es war eben erst zwei Uhr und in Nacht und Nebel noch nichts zu sehen. Nur dicht vor mir erkannte ich die beiden dunklen Wacholderbüsche, die ich etwas ausgeschnitten hatte, und hinter mir den helleren Kiefernstamm. An ihm konnte ich mich so schön anlehnen und hineinträumen in dieses geheimnisvolle, nebelhafte Dunkel und in diesen schönen norddeutschen Wald. Dies war ein Wald, wie ihn auch das Wild haben wollte! Wüchsige Kiefern waren es, ab und zu von einigen lichten Birken unterbrochen, und darunter überall und stellenweise fast dicht geschlossen das stumme Fußvolk der Wacholder. Wo Wacholder wächst, gedeihen auch gute Kiefern, sagt man. Das traf hier sicher zu. Was ist ein Wald ohne Unterholz? Er ist so ohne Leben und auch ohne Geheimnis. Die Wacholderbüsche und ab und zu ein wenig Gras und Moos dazwischen, sie gäben ihm beides. Fast immer war Leben in diesen Büschen. Ihre Beeren wurden von vielen Vögeln geschätzt, sogar von den Eichhörnchen, und wie oft hatte sich eine Rotte Sauen hier eingekesselt.

Drüben, unter den Kiefernüberhängern, schreckt auf einmal Rehwild. Ich fahre auf und merke, daß es schon etwas heller geworden ist, und denke daran, warum ich mich eigentlich hier angesetzt habe. Einige Kraniche rudern ganz dicht mit lautem „Krüh-korrlüh“ über die Kiefern. Man sieht sie nicht, aber man ahnt sie über den nächsten Bäumen, und man hört ihre wichtigen Flügelschläge, so wuchtig, daß es zwischen durch immer leise piept. Die Stunde zwischen Nacht und Tag, immer die gleiche und immer wieder neu erlebt!

Aber jetzt heißt es aufpassen, denn ich möchte wissen, wie es sich in diesem Jahre mit den Feisthirschen verhält. Für die nächste Woche hat sich ein Jagdgast angemeldet. Die einzelnen alten Kiefern kann man schon ganz gut erkennen. Mit dem Fernglas schaue ich nach rechts und links, immer wieder hin und her, und — auf einmal schiebt sich neben dem einen grauen Stamm ein großer, dunkler Schatten langsam hervor. Er steht in einer Lücke, ein Feisthirsch, wie er im Buche steht, mit hohen, hellen Stangen, Zehner oder Zwölfer. Drei weitere kommen hinter ihm. Helle Geweihe schaukeln im Morgendunst, und dann kommt er: ein gewaltiger Kasten. Das Geweih verschwindet fast daneben, 14

Enden anscheinend, aber sicherlich noch nicht ganz gefegt. Möchten wir uns in acht Tagen wiedersehen! Die Hirsche erscheinen heller, während sie jetzt in das Wacholdergebüsch eintauchen. Gleichmäßig ziehen sie fort, hinein in den Wald, der Schutz gibt. Weiter hinten liegen die dichten Fichtenschonungen am Brotzenbach.

In einer Lücke vor mir erscheint wieder etwas Dunkles. Ein Stück Schwarzwild zieht vorbei, anscheinend ein Überläufer. Sollte man nicht? Nein, lieber nicht, die Feisthirsche schätzen nichts mehr als die Ruhe. Aber da kommt ja noch einer an der gleichen Stelle. Sollte man nicht doch? Langsam bringe ich den Drilling in Stellung. Wenn jetzt noch einer kommt? Aber es kommt keiner mehr, und der Drilling senkt sich wieder. Merkwürdig: Ebenso wie die Feisthirsche so nimmt doch jetzt zu frühester Morgenstunde auch jedes Stück Schwarzwild seinen Wechsel vom Felde aus waldwärts. Diese beiden aber zogen umgekehrt, und sie hatten es offenbar eilig, aufs Feld zu kommen. Nur wenige hundert Meter noch, und sie waren am Waldrand. Mögen sie. Sie werden schon bald umkehren, und dann könnte man sie vielleicht an der gleichen Stelle wieder begrüßen.

Ich warte noch eine halbe Stunde, bis es ganz hell ist, bis eine ganze Häherfamilie vor mir herumkreischt und deshalb doch eigentlich etwas kommen müßte. Aber wer weiß, was die bunten Vögel aufregt! Es kommt niemand mehr, nicht einmal ein Frischling. Da packe ich meine Siebensachen zusammen und stehle mich ganz leise nach hinten zwischen den Wacholderbüschen auf den Waldweg hinaus. Heimwärts geht es mit langen Schritten. Hier auf dem Wege habe ich das Recht. Hier wird man meine frische Spur nicht so leicht übernehmen.

Auf dem Acker stehen die ersten Roggenarben. Mögen sie gut abtrocknen nach dem vielen Regen! In der feuchten Luft scheinen sie etwas zu dampfen, und nur ein Hase hoppelt zwischen ihnen durch. Den Rehen, die auf diesem Roggenacker einen Sommer lang zu Hause waren, sind die Garben zu ungewohnt. Zwei Ricken mit ihren Kitzen stehen nebenan in den Kartoffeln. Beide nehmen wenig Notiz von dem Jägersmann, der da nebenan auf dem Feldweg nach Hause strebt, wie sich's um diese Stunde so gehört.

Links die gute wüchsige Latzig-Schonung, rechts der Acker, so geht es einige hundert Meter weiter. Dann macht der Weg eine Biegung, und auf einmal trägt mir der leichte Morgenwind einen angenehmen, süßen Honigduft entgegen. Und dann leuchtet er grün und kräftig neben dem hellen Roggenacker, der kleine Maisacker, der in voller Blüte steht. Ganz leise rascheln und flüstern die breiten Blätter unter den hohen Blütenrispen, wenn der Wind sie nur ein wenig anrührt. So leise und so ganz anders. Das ist eigentlich ein Bild, das auf norddeutschem Acker neben Roggen, Kartoffeln, Lupinen und Heidekraut etwas fremdartig wirkt. Aber wenn dieser Mais das Doppelte an Körnern bringt als der Roggen! Etwas fremd wirkt auch dieser Honigduft der weiblichen Maisblüten.

Klage da nicht etwas? Angestrengt horche und schaue ich mit dem Fernglas über den Mais, aber auch das Glas zeigt mir nur eine grüne Wand und die graubraunen Blütenrispen darüber. Fast unbewußt setzte ich ein Bein weiter vor das andere. Um diese Zeit hat der Frühstückstisch doch eine gewaltige Anziehungskraft, und gestern erst hatten wir frisch gebacken. Nanu, dieses Rauschen eben im Mais, das kann doch in dieser Morgenstille kein plötzlicher Windstoß gewesen sein? Stehenbleiben und lauschen! Wieder rauscht und raschelt es. Und nun ganz deutlich: Da „brummt“ und bläst eine Bache!

Vergessen sind Frühstück, duftender Kaffee und frisches Brot, und schon bin ich mitten im grünen, breitblättrigen Maisdschungel und höre nichts anderes als dieses Rascheln und dazwischen ein wonniges Schmatzen, Grunzen und Quieken. Manchmal knackt es auch, fast knallt es. So hört es sich an, wenn ein starker Maisstengel im Gelenk abbricht oder wenn man einen Kolben daraus ausbricht. Wie viele grüne, hoffnungsvolle Maisstengel mögen da schon am Boden liegen!

Vorsichtig pürsche ich weiter. Aber warum vorsichtig? Bei diesem Krach ringsum, und dabei kann man nur selten einmal fünf Meter weit sehen. Doch auf einmal habe ich Sicht. Welch eine Bescherung! Da liegt ja fast ein halber Morgen Mais platt am Boden zerstört. Und dahinter im Grünen sind



„Da wechselten zwei Überläufer durchs Holz...“ / Phot. Kurt Pagel

ab und zu dunkle Schatten zu sehen. Es stört sie anscheinend gar nicht, daß soeben die Sonne hinter dem Treterer Walde hochkommt und daß sie, die ewig verfolgten Sauen, eigentlich noch auf freiem Feld sind. Aber der Mais duftet so schön! Haben die Sauen dadurch etwas die Wittrung verloren? Fast scheint es so.

Ich pürsche kreuz und quer. Wieder tut sich vor mir so ein kleiner „Kahlschlag“ auf. Da am Rande steht ja ein Stück! Ein Überläufer? Langsam geht der Drilling hoch. Es sind kaum 20 Schritt. Da bläst es nebenan im Grünen, und der Drilling geht wieder herunter. Wie leicht könnte das eine Bache sein! Als ich wieder hinausschaue, steht nichts mehr da vor mir.

Also hinein in den Mais und hinterher. Wieder stehe ich vor einem „Kahlschlag“, der nur etwas größer ist. Wo noch einige wenige Pflanzen aufrecht stehen, schieben sich tatsächlich zwei Sauen hindurch. Überläufer? Heiliger Hubertus, unterscheide mal einer jetzt im Sommer einen Überläufer von einer schwächeren Bache! Jetzt macht sich das vordere Stück an einer Maispflanze zu schaffen. „Knacks“ bricht sie um. „Lümmel du!“ Sagte ich das etwa laut? Da stellt sich doch dieser Kujel über die Maispflanze und näßt — ganz so wie ein richtiger Lümmel! Währenddessen aber geht das Fadenkreuz am Vorderlauf hoch, und sobald der Zielstachel auf den unteren Tellerrand zeigt, drücke ich ihm auf kaum 20 Schritt die Kal. 9,3 darauf.

Blasen, Klagen, Rascheln, der ganze Mais scheint auf einmal lebendig geworden zu sein. Endlich, nach fünf Minuten, ist wieder Ruhe. Da hatten die Sauen wohl eingesehen, daß man auf blankem Acker bei hellem Tageslicht doch zu gefährlich lebt!

Der Überläufer, der da so plötzlich mitten im Wonne-schmaus von dieser schönen Welt Abschied nahm, gab einen wahrhaft delikaten Braten. Aber dennoch einen viel zu teuren. Denn die Sauen nahmen diesen einen Schuß keineswegs übel. Nur das Wiederkommen bei Tage hatte ich ihnen abgewöhnt.

Einige Tage später sahen wir uns bei klarem Mondenschein wieder, und es war anscheinend noch eine Rotte dazu gekommen. Man konnte jetzt nur noch auf Frischlinge Jagd machen, und nach einem endlosen Hin und Her erwischte ich schließlich einen guten Vierzigpfünder auf wenige Meter über Kimme und Korn. Auch von diesem Braten haben wir noch manchmal gesprochen. Dabei machte ich noch eine merkwürdige Feststellung: Mitten in den hellen Maispflanzen, in denen man bei blendendem Mondschein fast wie bei Tage sehen konnte, versagte das Zielfernrohr. Immer wieder versuchte ich einen Kujel, der manchmal als dicker, schwarzer Klumpen vor mir stand und fast zum Greifen nahe, hineinzubekommen, aber es erschien nur ein blasses, verschwommenes Bild.

Für diese sonderbare Optik habe ich bis heute keine Erklärung gefunden. Das andere, daß die Sauen hier am hellen Tage so vertraut waren wie noch nie und daß sie bei Mondschein aus dem Maisacker kaum herauszubekommen waren, mag eher erklärlich sein: Junge Maiskolben sind ohne Frage ihr Lieblingsfraß, und sie wittern sie sicher kilometerweit. Im hohen Mais fühlen sie sich wohl ebenso sicher wie in der dichtesten Fichtendickung, aus der sie auch nur mit guten Hunden herauszubekommen sind, und der süße Duft der Maisblüten benimmt ihnen wahrscheinlich etwas die Sinne. Da versagt sogar ihre einzige „Waffe“ gegen den Menschen, ihr scharfes Witterungsvermögen.

Im nächsten Jahre hatten wir keinen Mais mehr angebaut. Die Sauen hatten auf der ganzen Linie gesiegt. Möchte der Mais noch so hoch ertragreich sein, er paßte wohl doch nicht in dieses schöne nordische, hinterpommersche Land mit seinen Kiefern und seinen Roggen- und Kartoffeläckern. Aber immer, wenn ich heute an einem Maisacker entlanggehe — in der Lüneburger Heide wird ja immer mehr Mais angebaut —, dann bleibe ich einmal stehen und horche hinein in das hohe, dichte Grün. Und dann höre ich in der Erinnerung ganz deutlich, wie es da drinnen raschelt und bricht und schmatzt und bläst, und wie ab und zu eine Bache ihre Frischlinge scheucht.